

Gesine Cukrowski

***SORRY TARZAN,
ICH RETTE MICH SELBST!***

Raus aus der Klischeefalle

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Für Lina,
Paula, Greta, Lotta, Nora und Hedi.*

Bildnachweise

S. 21 © Sabine Hanel, Gestaltungssaal, Rohrdorf/Thansau

S. 39 © Gisela Schober/GettyImages

S. 50 © privat

S. 135 © privat

S. 150 © The National Guide to Motion Pictures: Photoplay, 01/1929

S. 163 © ZDF/Michael Keusch 2013, lizenziert durch ZDF Studios GmbH

S. 182 © Mirjam Knickriem



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025

Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: zero media, München

Umschlagmotiv: © Mirjam Knickriem

Lektorat: Michael Helfrich

Textbearbeitung: Petra Holzmann

Layout: Sabine Hanel, Gestaltungssaal, Rohrdorf/Thansau

Satz: ZeroSoft SRL

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN (Print) 978-3-451-60550-5

ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-84110-1

INHALT

Über dieses Buch.	9
Erstens	
Der Rote Teppich.	19
Zweitens	
Jungs bekommen Abenteurer, Mädchen ein Insekt.	43
Drittens	
Keine normalen Menschen	59
Viertens	
Tarzan will weiter retten	81
Fünftens	
Bloß nichts erzählen	95
Sechstens	
Das starke Geschlecht und die schwache Bezahlung	107
Siebtens	
Warum man nie in den Genuss von sich selbst kommt . . .	133
Achtens	
Was bitteschön sind E und U?	155

Neuntens	
Abbildung kann Leben retten	165
Zehntens	
Die drei weiblichen Tabus	173
Elftens	
Das obszöne Altern der Frauen.	195
Zwölftens	
Objektifizierung und Sexismus	205
Dreizehtens	
Was hat sich schon getan?	219
Vierzehntens	
Eine Klischeekistenliste.	227
Dank	232
Quellenverzeichnis	238

ÜBER DIESES BUCH

.....

„Schwimmen zwei junge Fische des Weges und treffen zufällig einen älteren Fisch, der in der Gegenrichtung unterwegs ist. Er nickt ihnen zu und sagt: ‚Morgen, Jungs. Wie ist das Wasser?‘ Die zwei jungen Fische schwimmen eine Weile weiter, und schließlich wirft der eine dem anderen einen Blick zu und sagt: ‚Was zum Teufel ist Wasser?‘“

(David Foster Wallace)

.....

Und genau das ist der Grund, warum es so langsam vorangeht mit echten Veränderungen: Wir sind umgeben von etwas, das so allgegenwärtig ist, dass wir es erst mal gar nicht wahrnehmen. Es ist eine Normalität, die die meisten von uns nicht nur als gegeben, sondern als unveränderlich empfinden, so tief ist sie in unser Denken und unsere Wahrnehmung eingebettet. Hier müssen wir ran an den Speck. Denn das, was uns als „Normalität“ erscheint, ist nicht vom Himmel gefallen. Sie wurde konstruiert, und zwar sehr bewusst mit dem klaren Anspruch auf Unveränderlichkeit. Das Wasser, in dem wir alle schwimmen, ist das Patriarchat.

Dieses „Wasser“ – und das ist die wichtige Erkenntnis – ist das Ergebnis unzähliger kleiner und großer Entscheidungen, die sehr bewusst so und nicht anders getroffen wurden. Entscheidun-

gen, die Machtverhältnisse geschaffen haben, die sich durch ihre selbst erhaltenden Strukturen immer wieder aufs Neue nähren. Jeder Versuch, diese Strukturen für eine gerechtere Form des Zusammenlebens zu überwinden, kann deshalb erfolgreich klein gehalten werden.

Trotz aller formalen Fortschritte auf dem Weg zur Gleichstellung von Mann und Frau – ob gut gemeinte Gesetze oder Verordnungen – durchzieht das Patriarchat weiterhin unsere Sprache, unser Selbstverständnis und unsere Rollenbilder. Es bestimmt noch immer, wer gehört wird und wessen Erfahrungen als Norm gelten. Und es verweigert anderen Teilhabe und Sichtbarkeit. Es gibt die, die fröhlich mit dem Strom schwimmen (dürfen) und sich dabei wie ein Fisch im Wasser fühlen. Für andere geht es dagegen ununterbrochen stromaufwärts, immer gegen Widerstände.

Die Macht des patriarchalen Systems liegt genau darin: in seiner Unsichtbarkeit. Erst wenn wir beginnen, es zu benennen und zu reflektieren, erkennen wir, dass es nicht unveränderlich ist – sondern nur ein Konstrukt, das sich aufbrechen und neu gestalten lässt.

Es liegt an uns, Entscheidungen von nun an anders zu treffen. Nicht gegeneinander, sondern füreinander.

Auf der Bühne, in Film und Fernsehen erzählen wir Geschichten, die unsere Gesellschaft spiegeln. Wir wollen unterhalten, aber auch Themen sichtbar machen, zum Nachdenken anregen und über Emotionen die Menschen erreichen. Im besten Fall. Darin liegt eine große Kraft, aber auch eine Form der bewussten und vielleicht sogar unbewussten Manipulation. Die Stereotype und Klischees, die wir täglich durch Film und Fernsehen aufsaugen, begleiten uns in unseren Alltag. Der Mann als der ewige Retter aller Frauen ist uns auch durch Filmklassiker in unsere Matrix gebrannt. Wie sähe unsere Welt heute aus, wenn nicht Tarzan Jane, sondern die Dschungelkämpferin Jane den hilflosen Tarzan

gerettet hätte, wenn Julia Roberts den naiven Richard Gere in „Pretty Man“ aus der Prostitution geholt und ihm ihre Kreditkarte überlassen hätte, damit er sich endlich etwas Anständiges zum Anziehen kaufen kann? Vielleicht hätte dann ja die *Frau* Kamala Harris die US-Präsidentschaftswahlen 2024 gegen den *Mann* Donald Trump gewonnen.

Sichtbarkeit bedeutet Macht – und solange patriarchale Muster bestimmen, wer auf der Leinwand welche Rollen spielt, bleibt diese Macht ungleich verteilt. Seit die Journalistin Silke Burmester und ich im März 2022 beschlossen, die Kampagne „Let’s Change the Picture“ gegen die fehlende Abbildung von lebensnahen, modernen und diversen Frauenfiguren 47+ in Film und Fernsehen zu starten, beschäftige ich mich intensiv mit der Frage: Warum gibt es diese (dreiste) Aussparung überhaupt?

„Weil es immer schon so war“, hören wir Fernsehschaffenden immer wieder als Antwort auf die Frage, was uns davon abhält, die Figuren der in Film und Fernsehen abgebildeten Frauen so zu verändern, dass sie etwas mit den tatsächlichen Erfahrungen und Herausforderungen von uns Frauen zu tun haben. Und ehe man es sich versieht, wird gleich schon wieder der nächste Film produziert, in dem die mögliche Figur einer über 60-jährigen Frau nur als Foto an der Wand hängt, sie an Demenz erkrankt oder leider schon verstorben ist, dafür aber der fitte 65-jährige Ehemann dolle Geschichten mit der 35-jährigen Tochter erlebt.

Drehbuchautor:innen prallen in Redaktionsbesprechungen gegen dicke patriarchale Wände, sobald sie Stoffe (eine Bezeichnung für Drehbuchideen) präsentieren, die sie explizit für ältere Frauen entwickelt haben. „Bitte mindestens 15 Jahre runterschreiben“, heißt es dann und ist eine dieser in patriarchalen Stein gemeißelten Devisen. Selbst wenn die Geschichte der Hauptfigur aus dem realen Leben stammt und damit ein wichtiges Beispiel für unsere Gesellschaft darstellen und gleichzeitig noch mit gängigen Klischees aufräumen könnte. Beispielsweise

mit dem, dass im Leben von Frauen jenseits der 50 gar nichts Relevantes mehr passiert. Denken wir das, weil wir es in der Realität so erleben, oder denken wir das, weil es im Fernsehen so erzählt wird? Das kann man sich in etwa so vorstellen:

„Aber die Frau, die die vielen Menschenleben gerettet hatte, war doch 55 Jahre alt!“

„Ja, aber das können wir so nicht erzählen.“ (Totschlagargument Nummer 1)

„Warum nicht?“

„Weil die Hauptfigur 15 Jahre jünger geschrieben werden muss.“ (Totschlagargument Nummer 2)

„Aber wieso das denn bitte? Das ist doch gerade das Besondere daran, dass die Frau erst in ihren Beruf zurückkehrt, nachdem die Kinder aus dem Haus sind, sie sich wieder neu zurechtfinden muss, ihr durch den gewonnenen Abstand überhaupt erst auffällt, dass hier etwas nicht in Ordnung ist und sie so diesem furchtbaren Verbrechen auf die Spur kommt.“

„Aber wenn die Frau 55 Jahre alt ist, will das keiner sehen.“ (Totschlagargument Nummer 3)

„Wer sagt denn das?“

„Das wissen wir. Wenn wir den Stoff machen, dann nur unter der Bedingung, dass die Hauptfigur 15 Jahre jünger ist!“ (Totschlagargument Nummer 4).

Friss oder stirb! So oder so ähnlich liefen Drehbuchbesprechungen die letzten Jahrzehnte bis einschließlich heute ab. Da werden älteren Frauen ihre eigenen Geschichten geraubt, umgeschrieben auf jüngere Frauen, egal ob die Erzählung dann noch Sinn ergibt oder nicht. Und am Ende fehlen uns genau diese Geschichten, die ein Bild davon geben könnten, wozu Frauen 47+ in der Lage sind.

Mit dem, was der Medienstaatsvertrag beinhaltet, hat diese rigorose Praxis, ältere Frauen ihrer originären Geschichten und damit ihrer Sichtbarkeit zu berauben, nichts zu tun. Die ange-

messene Abbildung unserer Gesellschaftsstruktur ist in diesem verbindlichen Vertragswerk festgeschrieben. Die Darstellung von Vielfalt ist verpflichtend. Und das bedeutet, *alle* relevanten Personengruppen müssen abgebildet werden, um Vielfalt und Chancengleichheit zu fördern, insbesondere in Bezug auf Geschlecht, Herkunft, Alter, Religion und Behinderung.

Seit den 1980er-Jahren hat sich aber ein System entwickelt, das bestimmt, wie Medien in Deutschland funktionieren – und das, obwohl es dafür keine Grundlage im Medienstaatsvertrag gibt. Dieses System ist zu einem mächtigen Maßstab geworden, der oft als Argument benutzt wird und dadurch den eigentlichen Auftrag, Medien vielfältig und umfassend zu gestalten, immer wieder untergräbt: die Einschaltquote.

Um hohe (oder zumindest gleichbleibende) Einschaltquoten zu erzielen, sind in den letzten Jahren viele, viele Produktionen entstanden, die, anstatt Neues zu entdecken und abzubilden, das immer gleiche Schema bedienen, weil es zuvor schon einmal erfolgreich war. Deshalb sehen wir, wenn wir den Fernseher einschalten, die immer gleichen Geschichten mit kaum zu unterscheidenden Titeln und immer gleich aussehenden Protagonist:innen. Mit ein paar wenigen wundervollen Ausnahmen, über die frau sich dann wahnsinnig freut. Leuchttürme nenne ich sie, diese positiven Beispiele, die zeigen, dass es doch anders geht.

Wie wichtig es ist, dass Film und Fernsehen Vielfalt zeigen, merken vor allem diejenigen am deutlichsten, die sich nicht wiederfinden. Wir nehmen es vielleicht nicht bewusst wahr, aber die Nichtabbildung von bestimmten Menschengruppen verstärkt deren Ausgrenzung auch im echten Leben. Sich mit Figuren in den Medien identifizieren zu können oder eine positive Darstellung von sich selbst wiederzufinden, bedeutet dazuzugehören. Gesehen zu werden. Hier muss ein neuer Weg eingeschlagen werden. Es kann nicht sein, dass die verpflichtende Vorgabe, die Darstellung von Vielfalt, immer wieder mit dem Verweis auf den

freiwilligen, selbst auferlegten Vielfaltskiller, die Einschaltquote, abgebügelt wird.

Meine kleine Nichte, die gerade eingeschult wurde, trägt eine neue Brille. Das einzige Mädchen in der Klasse zu sein, das eine Brille trägt, ist gar nicht so einfach. Gleich in der ersten Schulwoche machte sie eine Erfahrung, die ihr eigentlich gesundes Selbstbewusstsein stark herausforderte. Beim Sportunterricht sollten zwei Teams gebildet werden, und die Lehrerin ließ zwei Kinder auswählen. Am Ende blieben meine Nichte und der einzige Junge mit Brille auf der Bank übrig. Die Kinder, die wählen durften, fragten: „Wer von euch beiden ist denn sportlicher?“ Meine Nichte, die sonst immer schlagfertig einen Spruch auf den Lippen hat, war in diesem Moment völlig überfordert. Sie spürte deutlich die Ablehnung, die mit ihrer Brille verbunden war.

Grundsätzlich fühlt sie sich eigentlich stark mit der Brille. Sie kann endlich besser sehen, was ihr nachvollziehbarerweise sehr gut gefällt. Meine Nichte fand es schon beim Optiker toll, nun auszusehen wie Edna Mode aus dem Kinderactionfilm *Die Unglaublichen*. Denn das Mädchen mit dem scharfen Humor und den unkonventionellen Ideen – trägt Brille. Diese Filmfigur stellt eine „Abbildung“ dar, die meiner Nichte zeigt, dass sie nicht das einzige Mädchen mit Brille ist, auch wenn sie in ihrem direkten Umfeld damit allein ist. Und dass auch Brillenträgerinnen einen wichtigen Beitrag leisten können zur Rettung der Welt – oder zum Gewinnen im Schulsport.

Vorbilder sind wichtig für Jung und Alt. In der Abbildung liegt die Kraft, aus der wir Hoffnung ziehen können, um reale Defizite zu überwinden. Aus Illusion kann Realität werden, mit Bildern im Kopf, die unsere engen patriarchalen Muster sprengen, sobald wir sie als solche zu erkennen gelernt haben. Das ist das Ziel.

Aber noch sitzen wir Frauen viel zu oft mitten in der Klischeefalle. In Film und Fernsehen wie im echten Leben.

Als Schauspielerinnen werden wir immer wieder mit Rollen konfrontiert, die meilenweit entfernt von dem bleiben, was Frauen im realen Leben erfahren, leisten und wagen. Und als Zuschauerinnen (zu denen auch Schauspielerinnen die meiste Zeit ihres Lebens gehören) langweilen und ärgern uns die schablonenhaften Frauenfiguren, deren persönliches Happy End auch im Jahr 2025 im Finden ihres Traumprinzen besteht – oder darin, von ihm gerettet zu werden. Möglichst in Kleidergröße 34. Und wenn schon nicht mehr im Kleid – welch ein Zugeständnis! –, dann aber mindestens in einer „sexy Jeans“, wie eine junge Kollegin mir augenrollend berichtete. Denn alles unterliegt nach wie vor dem starren männlichen Blick, dem sogenannten Male Gaze. Wenn ich mir nur allein die Filme anschau, in denen ich selbst gespielt habe, dann sehe ich mich rückwirkend als ein wandelndes Klischee. Obwohl ich während der jeweiligen Arbeit alles Mögliche versucht habe, dem zu trotzen. Bis hin zu schriftlichen Vertragsergänzungen während eines Seriendrehes, in denen ich mir zusichern ließ, dass ich für weitere Zickenkriegsdialoge unter Frauen um die Gunst des – Trommelwirbel, Feuerwerk – MANNES nicht mehr zur Verfügung stehe. Ich hatte mir den langen Pferdeschwanz abgeschnitten und den dazugehörigen Bleistiftrock verweigert, was bei den Herren am Set zu größter Empörung führte. Waren die Haare zu kurz, kamen die Angebote erst wieder rein, als sie auf der klischeeverträglichen Länge waren. In dieser unfreiwilligen drehfreien Zeit konnte ich mir dann ja überlegen, ob ich mir leisten konnte, bei meinen Prinzipien zu bleiben und weiterhin nicht zu arbeiten. Oder ob ich das patriarchale Spiel wieder mitspiele, in der Hoffnung, dass die Menschen, die an den Hebeln sitzen, dieses immer gleichen Musters irgendwann überdrüssig werden würden. Meine Geschichten sind austauschbar, man kann meinen Namen durch den nahezu jeder anderen Schauspielkollegin ersetzen. Diese bedient dann vielleicht ein anderes Klischee, aber

immer eines, das dem patriarchalen Blick entspringt. Und das nervt mich nicht nur vor der Kamera, sondern vor allem zu Hause auf meiner Couch, wenn ich den Fernseher einschalte. Denn ich bin bei Weitem häufiger Zuschauerin als Schauspielerin. Diese Klischees haben ausgedient.

Und Hoffnung ist in Sicht.

Weil unsere Kampagne nicht nur der Kampf zweier kleiner Davids gegen die großen Film- und Fernsehbranchen-Goliaths ist, sondern mit „Let’s Change the Picture“ eine Bewegung entstanden ist, bei der sich sehr viele Frauen miteinander verbunden haben, bohren wir nun alle gemeinsam an diesem dicken Brett der übermächtigen patriarchalen Sehgewohnheit. Und tatsächlich zeigt sich eine gewisse Offenheit und guter Wille aufseiten der „Goliaths“, aus denen heraus sich schon konkrete Projekte mit der Maßgabe entwickelt haben, weibliche Stereotype aufzubrechen. Nun könnte man sagen: „Ist doch prima, ihr musstet nur mal laut werden, jetzt läuft es ja.“

Doch die Erfahrung zeigt: Lautstärke allein genügt leider nicht. Um wirkliche und beständige Veränderungen bewirken zu können, bedarf es eines großen Maßes an Beharrlichkeit, Widerstandskraft und leider auch der Inkaufnahme, gegebenenfalls als unbequem oder nervig betrachtet zu werden. Ich wünsche mir, dass wir so wie der alte Fisch das Wasser wahrnehmen, in dem wir schwimmen. Und es einer kleinen Wasserqualitätsprüfung unterziehen. Als Frau (und damit meine ich natürlich alle Menschen, die unter den Begriff FLINTA* fallen) muss jeder von uns klar sein: *Ich* bin der Unterschied in dieser von Männern geprägten Welt. Und genau deshalb sehen die, die vom Erhalt des patriarchalen Systems profitieren – meist Männer – *mich* als „das eigentliche Problem“. Ich wäre kein Problem, wenn ich mich einfach anpassen und mit dem Strom schwimmen würde.

Lasst uns also von nun an gemeinsam bestimmen, in welche Richtung wir schwimmen wollen.

the 1990s, the incidence of *S. pneumoniae* meningitis in children has increased in many countries [1, 2]. This increase has been attributed to the widespread use of pneumococcal polysaccharide vaccines in young children [3].

There is a growing concern that the use of pneumococcal polysaccharide vaccines may have led to the emergence of pneumococci with altered antigenicity, which are not recognized by the vaccine. This concern is based on the observation that pneumococci with altered antigenicity have been isolated from children in the United Kingdom [4], the Netherlands [5] and the United States [6]. In the United Kingdom, the pneumococci were shown to be genetically related to those isolated in the Netherlands [7]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [4, 5]. The pneumococci were also shown to be genetically related to those isolated in the United States [6]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [6].

The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [4, 5]. The pneumococci were also shown to be genetically related to those isolated in the United States [6]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [6].

The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [4, 5]. The pneumococci were also shown to be genetically related to those isolated in the United States [6]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [6].

The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [4, 5]. The pneumococci were also shown to be genetically related to those isolated in the United States [6]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [6].

The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [4, 5]. The pneumococci were also shown to be genetically related to those isolated in the United States [6]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [6].

The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [4, 5]. The pneumococci were also shown to be genetically related to those isolated in the United States [6]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [6].

The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [4, 5]. The pneumococci were also shown to be genetically related to those isolated in the United States [6]. The pneumococci were shown to have altered antigenicity by immunological and genetic methods [6].

ERSTENS

DER ROTE TEPPICH

Fast wäre dieses Buch nicht entstanden. Während ich darüber nachdachte, ob ich dem Verlag zusagen sollte, redete mein innerer Kritiker ununterbrochen auf mich ein: *Warum solltest du das machen? Ein Buch ist viel zu riskant, bei kurzen Interviews und Statements kann man dich nicht so festnageln. Lass das lieber, das ganze Projekt wird wie eine einzige Beschwerde klingen. Du hast doch auch ganz viele Vorteile durch deinen Beruf und deine Bekanntheit. Wieso glaubst du allen Ernstes, dass das irgendjemanden interessiert? Es wird wahrscheinlich heißen: „Noch eine Schauspielerin, die schreibt? Kriegen die den Hals denn gar nicht voll?!“* Natürlich sind das einerseits meine persönlichen kleinen inneren Kritiker, aber es sind auch die Kommentare, die sich Frauen in aller Regel immer dann anhören dürfen, wenn sie auf Missstände aufmerksam machen wollen, weswegen sie sich zu oft dafür entscheiden, gar nicht erst damit anzufangen.

Als Silke Burmester und ich im März 2022 beschlossen, die Kampagne „Let’s Change the Picture“ zu starten, die auf die fehlende und unzeitgemäße Erzählung von Geschichten über Frauen 47 und aufwärts in Film und Fernsehen aufmerksam machen sollte, dachten wir, das müsste doch easy umzusetzen sein.

Silke – Gründerin der Online-Plattform *Palais F*luxx* – brachte als Journalistin Kontakte zu den wichtigen Zeitungen mit, ich kannte genügend Schauspielerinnen mit Schlagkraft, und Ideen hatten wir mehr als genug. Mit im Gepäck war außerdem Mirjam Knickriem, eine von allen Kolleginnen geschätzte Fotografin,

Michael Ruppert mit seiner Expertise und seiner Social-Media-Agentur; dazu die tatkräftige Unterstützung von Silkes *Palais-F*luxx*-Team, die das Thema Sichtbarkeit von Frauen 47+ online bereits erfolgreich ausgeleuchtet hatte. Was sollte da schon schiefgehen?

Per Zoom standen wir ein knappes Jahr lang fast wöchentlich miteinander in Verbindung, um den bestmöglichen Plan für die Struktur und das Timing unserer Kampagne zu entwickeln. Wir wollten keinen weiteren kurzen Aufschrei in der Branche, der wieder nur kleine Schritte des Umdenkens mit sich bringt, um am Ende doch wieder alles beim Alten zu belassen. Unser Ziel war, dass man unseren Slogan „Let’s Change the Picture!“ nie wieder aus dem Kopf bekommen sollte. Irgendwann stand unser Konzept, Silke hatte die richtige Idee, dass die Berlinale 2023 der beste Ort und Zeitpunkt war, um die größtmögliche Wirkung für den ersten Aufschlag zu entfalten und den Ball so ins Rollen zu bringen.

Alles lief eigentlich auch wunderbar. Nur das Akquirieren der Schauspielerinnen, die die ersten Gesichter der Kampagne werden sollten, wurde für uns mehr und mehr zu einer echten Herausforderung. Nur einige wenige sagten großartigerweise sofort: „Da bin ich dabei!“

Es gab einige Kolleginnen, die sich bereits in den Jahren zuvor in Interviews zum Thema Altersdiskriminierung von Frauen in Film und Fernsehen geäußert hatten. Sie ernteten die oben genannten Reaktionen, die sich auch mein innerer Kritiker zu eigen gemacht hatte. Sie fanden es mutig, was wir vorhatten, wollten sich aber nicht erneut „in den Wind stellen“. Andere wollten sich grundsätzlich nicht äußern, ein paar wenige hielten die Kampagne für überflüssig, denn sie persönlich hatten gerade beruflich einen guten Lauf, wieder andere empfanden eine Aktion von Schauspielerinnen aufgrund ihrer als privilegiert wahrgenommenen Stellung in der Gesellschaft als besonders angreifbar. Eines hatten sie alle gemein: die Sorge vor den genannten Reaktionen

und damit verbunden die existenzielle und leider reale Angst, „aussortiert“ zu werden. Stundenlang saß ich am Telefon oder beantwortete E-Mails in der Hoffnung, den Kolleginnen die Angst vor negativer Resonanz oder sogar beruflichen Repressionen nehmen zu können.

Dahinter steckt System. Der Vorgang „Eine Frau macht auf etwas aufmerksam“ wird nicht als solcher akzeptiert, sondern direkt übersetzt in: „Was jammert sie denn jetzt wieder rum?“ Dieser Automatismus ist so tief in uns verankert, dass selbst wir Frauen, die wir allesamt ja ebenfalls im Patriarchat sozialisiert wurden, so reagieren. Und nicht nur andere Frauen in diese Schublade stecken, die dazu da ist, möglichst geschlossen zu bleiben, sondern uns eigenhändig selbst da hineinpacken.



